

## HONDURANISCHES TAGEBUCH (29. März bis 14. April 1971)

### 29. März 1971

Internationaler Flughafen Luxemburg. Der Flug nach Nassau (Bahamas) wird aufgerufen. 245 Reisende schicken sich an, unseren Erdteil zu verlassen. Ihre Gesichter strahlen Zufriedenheit aus, ein Urlaub auf den "paradiesischen Bahamas" steht bevor. Die Triebwerke der vierstrahligen Düsenmaschine rauschen auf...

Paris, betrachtet aus 12.000 m Höhe, ein ausgebreiteter Stadtplan, ein wenig unscharf in seinen Konturen. Ich denke an mein Reiseziel: eine Stadt in Honduras, El Progreso. Dorthin fliegt "man" nicht, in keinem Reisebüro der Welt findet man einen Prospekt dieser Stadt. Neben mir sitzt ein älterer Herr. Er erkundigt sich nach meinem Ziel, fragt, auf welcher der vielen Bahama-Inseln ich zu bleiben beabsichtige. Als ich ihm Honduras nenne, reagiert er fast erschrocken. "Na, dann viel Vergnügen! Sie wissen ja, in diesen Bananenstaaten..." Ich weiß es. Ein vierwöchiger Urlaub auf einer Insel der karibischen See ist ungefährlicher, ohne Risiko. Zudem sind dort Touristen aus Europa gern gesehen!

Unter uns der Atlantik, grau-grün, eine eintönige Fläche. Nach elf Stunden setzt die DC-8 auf der Betonpiste von Nassau-Airport auf. Für uns beginnt in diesem Augenblick der Sommer. Die Temperaturen bewegen sich um 25°, eine laue Brise weht von Westen. Der lange Flug hat mich ermüdet, in Deutschland ist bereits Mitternacht vorüber, während hier erst später Nachmittag ist. Ich nehme eine Taxe nach Nassau und übernachtete hier in einem einfachen Hotel, das sich einzig durch außergewöhnlich hohe Preise auszeichnet.

### 30. März

Ein Tag auf den Bahamas bringt neue Erkenntnisse. Da ist der kleine Negerjunge, der den Passanten die Schuhe putzt. Ein zerknüllter 10-Dollar-Schein, der ihm für seinen Dienst vor die Füße geworfen wird, ist ein ansehnliches Trinkgeld. Der weiße Mann ist großzügig. Und die attraktive Negerin, die den Tee serviert, darf sich an einer 20-Dollar-Note erfreuen, die ihr mit generösem Augenzwinkern zugeschoben wird. Geld spielt wirklich keine Rolle. Man wirft es kiloweise ins tiefblaue Meer, um rosa-rote Muscheln zu treffen. Ein Vierteldollar-Stück auf eine Muschel: ein Beweis für absolute

Treffsicherheit! Nassau ist eine Stadt, in der amerikanische Millionäre ihren zweiten Wohnsitz haben. Immobilien bieten hier "unberührte Inseln mit reichem Palmenbestand" an. Nur noch sehr wenige sind käuflich.

### 31. März

Am Mittag Weiterflug nach Miami, USA. Unter uns wieder der Atlantik, alle Varianten der Farbe Grün werden hier ausgespielt. Hunderte von kleinen und kleinsten Inseln sind eingerahmt von schneeweißen Bändern, von den Brandungswellen in die grüne See gezeichnet. Ein fast unwirkliches Bild...

In Miami wechsele ich die Fluggesellschaft, am Gate 57 wartet die Boeing nach Guatemala, startbereit. Die erste Zwischenlandung wird in San Pedro Sula (Honduras) sein. Alle Reisenden werden sehr sorgfältig registriert, eine körperliche Durchsuchung nach Waffen schließt sich an, und am Ende wird jeder noch mit einem Metallsuchgerät eingehend abgetastet. In der Maschine sind viele Plätze freigeblieben, diese Linie ist nur sehr selten ausgebucht. Kuba wird respektvoll in weitem Bogen umflogen, die Ostküste von Mexiko wird erkennbar, dann Yukatan. Die Stewardessen verteilen Einreiseformulare für Honduras und bitten um sehr eingehende Beantwortung aller Fragen, im eigenen Interesse. Wir überfliegen bereits den Nordosten von Honduras, die Sicht ist schlecht. Im Dunst erkenne ich unter uns schmutzig grüne Flächen, Dschungel. Die Landeklappen sind schon längst ausgefahren, die Maschine hat beträchtlich an Höhe verloren, da tritt das graue Rechteck von La Mesa, dem Flughafen von San Pedro Sula, aus seiner grünen Umklammerung hervor. Landung. Kaum ein Fluggast verläßt die Maschine, Gluthitze empfängt mich, mehr als 30° im Schatten. Das Militär kontrolliert streng. Der diensthabende Offizier ist mürrisch. "Abrir", sagt er und weist auf mein Gepäck. Öffnen, das war ein Befehl. Die Durchsuchung meines kleinen Koffers ist erfolglos, Waffen werden nicht gefunden, die Leibwäsche interessiert nicht. Warum ich komme. Ich verweise auf das ausgefüllte Formular, in das ich eingetragen habe, einer Einladung zu folgen. Ich darf passieren und warte nun auf die umständliche Zollabfertigung. Warum ich komme?? Das ist eine lange Geschichte, die vor sechs Jahren begonnen hat, als ein verzweifelter Pfarrer in einer abgelegenen honduranischen Stadt seinen Freunden in Deutschland schrieb: "Gebt uns das Brot, das von euern Tischen fällt! Laßt uns nicht im Stich! Gebt unseren Händen Arbeit!" Noch heute werde ich diese Stadt sehen. Sie heißt El Progreso, zu

deutsch: der Fortschritt. In den zurückliegenden Jahren konnte hier nach und nach ein Haus errichtet werden, in dem junge, zumeist elternlose Mädchen eine Ausbildung erhalten, die es ihnen möglich macht, ein menschenwürdiges Leben zu führen. Über 600 Deutsche haben an diesem Projekt mitgebaut mit viel Idealismus und unter erheblichen finanziellen Opfern. Fünf spanische Ordensschwwestern haben diesem Haus inzwischen ein Gesicht gegeben. Das Centro St. Elisabeth ist schon über die Grenzen des Landes hinaus bekannt! Zur Einweihung am Ostersonntag bin ich herübergekommen, zusammen mit zwei deutschen Freunden, einem Kaufmann aus Bremen und einem Arzt aus dem Münsterland. Auch sie sind seit Jahren mit dem Projekt befaßt und möchten nun an Ort und Stelle ihr Fachwissen mit einbringen...

Die Begrüßung durch unsere honduranischen Freunde in der Empfangshalle des Flughafengebäudes ist überaus herzlich. Das gesamte Hauskomitee ist erschienen. Die Fahrt nach El Progreso beginnt. Wir erleben nun erstmalig das, was man in Honduras Straße nennt: ein staubiger Weg, teils mit Schotter befestigt, teils noch im Urzustand. Rechts und links Bananenplantagen, dann wieder undurchdringlicher Dschungel. Vereinzelt Hütten, mit Palmenblättern gedeckt. Nackte, braune Kinder stehen davor und winken. Kilometerlang ist die grau-weiße Staubfahne, die wir hinter uns lassen. Der Weg will kein Ende nehmen, das Auto und sein Fahrer nötigen uns Bewunderung ab. Wir erreichen El Progreso kurz vor Sonnenuntergang, durchfahren die uns fremd anmutende Stadt, nehmen nur Umrisse wahr. Am Ende der Stadt halten wir vor dem Centro. Wir sind glücklich, das Auto verlassen zu dürfen. Inzwischen ist es dunkel geworden. Die Tropennacht kündigt sich nicht durch sich langsam einschleichende Dämmerung an, sie fällt plötzlich ein. Und so erkennen wir von dem Hauptgebäude nur eine Reihe matt erleuchteter Fenster... Die Schwestern haben für uns einen festlich geschmückten Tisch gedeckt: die Früchte des Landes liegen dekorativ zwischen Tellern und Schüsseln. An diesem Abend sehen wir uns nur noch kurz in "unserem Haus" um, sind überrascht von der Größe und Weiträumigkeit des Projekts, zugleich aber angenehm berührt von seiner Schlichtheit. Mauricio, ein Mitglied des Hauskomitees, hat uns zwei Zimmer seines nahebei gelegenen Hauses zur Verfügung gestellt. Dort werden wir in den kommenden Tagen wohnen. In dieser Nacht liege ich noch lange wach. Die Geräusche aus dem nahen Dschungel sind ungewohnt, fast beängstigend. Klagende Laute, schrille Schreie, heiseres Bellen, ein Gefühl der

Bedrohung kommt zuweilen auf. Draußen, jenseits des Fliegendrahtes, lastet die Schwüle. Es weht kein Wind in diesen Nächten...

### 1. April

Wir besichtigen das Ausbildungszentrum, sehen die Mädchen beim Schnitzen und Nähen. Ein gerade erworbener Webstuhl wird vorgeführt, und wir staunen immer wieder über die Geschicklichkeit, mit der die Mädchen die Garne zusammenführen und knüpfen. Geheimnisvolle Maya-Symbole werden in den Wandläufer eingearbeitet. Wer kann sie deuten? Etwa 150 Mädchen, zwischen 14 und 25 Jahre alt, arbeiten in den Werkstätten. Noch vor 10 Jahren stand an dieser Stelle das abbruchreife Stadtgefängnis, später dann schenkte die Stadt das Grundstück für den Bau des Centros...

Um 11.00 Uhr ist der Empfang im Rathaus für uns geplant. Bürgermeister und Stadtrat wollen danken... Im Zentrum der Stadt liegt der eingeschossige, schmucklose Bau. Das Rathaus. An seinen Mauern hängen noch die Fetzen von Plakaten der letzten Präsidentschaftswahl. In einem großen, kahlen Raum wartet man auf uns. Einziger Wandschmuck ist ein Bild, das den Präsidenten in Generalsuniform zeigt. Ein großer flacher Tisch steht an der Stirnseite des Raumes, hinter ihm der Bürgermeister der Stadt. Die Mitglieder des Rates umgeben ihn im Halbkreis. Vor dem Tisch nehmen wir Platz. Endlose Reden beginnen, frei gesprochen, mit ausdrucksstarken Gesten. Ein Ratsherr übertrifft den anderen. Der Inhalt der Ansprachen ist auch für uns verständlich, die wir die spanische Sprache nur unvollkommen beherrschen. Ich antworte, wir tragen uns in das ausgelegte Ehrenbuch der Stadt ein und sind somit "geehrte Söhne von El Progreso".

Nachmittags, bei drückender Hitze, besuchen wir die Außenbezirke der Stadt, die "aldeas". Hunderte, Tausende von Menschen leben hier in Hütten, die kaum zu beschreiben sind. Nur wenige sind aus Lehm errichtet, die meisten sind nur Verschläge, aus Brettern roh zusammengezimmert. Ein Stadtrat begleitet uns. Wir fragen, wovon diese Menschen leben. Achselzucken. Die Kinder tragen Lumpen an ihren ausgezehrten Körpern, oft sind sie ganz nackt. Der Hunger hat sie gezeichnet. Eine Frau winkt mir zu, ich soll in ihre Hütte kommen. Ein junger Mann, ihr Sohn, liegt in einer Hängematte. Er ist ohne Besinnung, atmet nur noch schwach, dann wieder in heftigen Stößen. Ein erlösender Tod wird ihn bald aus dieser Welt der Hoffnungslosigkeit befreien.

In einer dunklen Ecke des Ein-Raum-Hauses kauern Kinder, viele Kinder. Auch ohne die beschwörenden Worte der Mutter glaube ich, daß sie Hunger haben. Hunger, der wehtut. Mit ein paar Banknoten läßt sich das Problem nicht lösen, Almosen bedeuten nur aufgeschobener Tod. Ich erinnere mich an Illustriertenbilder von den Favellas in Rio, den Slums von Kalkutta. Hier, in den "aldeas" von El Progreso, stellt sich die Frage: Wie kann dieser Zustand beseitigt werden? Die einzige Antwort lautet: Trabajo para los pobres, Arbeit für die Armen. Arbeit bedeutet Geld, und Geld eröffnet überhaupt erst die Zukunft für diese Menschen. Es gibt hier keine Hütte ohne Schwerkranke, ein Arzt kommt nie hierhin: Niemand kann seinen Besuch bezahlen, für Medikamente fehlt das Geld... Die "aldea" ist sehr weitläufig, ein Fluß schlängelt sich träge durch diese Siedlung der Ärmsten. Er ist die Lebensader für sie, so glauben sie. Aber diese Ader bringt das Siechtum, den frühen Tod. Das Wasser ist verseucht, wird aber trotzdem als Trinkwasser verwendet. Für Tausende ist der Fluß die einzige Wasserleitung...

Bedrückt verlassen wir nach Stunden die "aldea": die feuchtheiße Schwüle spüren wir nicht mehr.

Der Mann, der uns am Abend aufsucht, hat die Welt gesehen. In Mittelfrankreich geboren, hatte er im letzten Krieg mit den deutschen Besatzern sympathisiert, war nach Kriegsende durch mehrere Kontinente geirrt, er, der gelernte Elektriker. Als Zufall bezeichnet er es, daß er gerade in Honduras hängenblieb. Und dann auch noch in dieser Stadt! Er wurde Direktor des Elektrizitätswerks, das seine Schöpfung ist. "Wir sind noch ganz in den Anfängen", sagt er bescheiden, "erst ein kleiner Teil der Stadt hat elektrisches Licht." Während er zu uns spricht, in seiner Heimatsprache, flackert das Licht in der Glühbirne unruhig, gleichsam als Bestätigung. Monsieur M. will nie wieder zurück nach Europa. Er hat noch große Pläne, er möchte, daß El Progreso seinem Namen Ehre macht in einer noch fernen Zukunft. Dann nämlich sollen alle Teile der Stadt mit Elektrizität versorgt sein.

## 2. April

"Zur neuen Hoffnung" nennt sich ein verfallenes Haus, in das wir am frühen Morgen eingeladen sind. Ein junger einheimischer Lehrer hat zusammen mit seiner mexikanischen Frau über 100 elternlose Kleinkinder gesammelt und betreut sie nun recht und schlecht. Senor Sorto bettelt nicht, er sagt nur, er sei

am Ende. Er hatte sich, als er vor zwei Jahren das verlassene Haus bezog, auf finanzielle Zusagen amerikanischer Freunde verlassen. Und sie haben ihn im Stich gelassen. Er steht allein mit seinen vielen Kindern. Die Zustände in diesem Haus sind katastrophal: die Kleinstkinder müssen sich zu dritt ein Bett teilen, es fehlt an Leibwäsche, Seife, an Lebensmitteln. Es fehlt an allem. Woche für Woche sterben Kinder in diesem Haus, trotzdem bleibt die Zahl der Anfangsbelegung konstant: Täglich werden neue Kinder "abgegeben". Wir geben dem Mann Geld für ein paar Säcke Reis, Mehl und Zucker und wissen, daß das allein "zur neuen Hoffnung" nicht ausreichen kann. Der Idealismus dieses Ehepaares wird über die Grenzen des Ertragbaren strapaziert.

Die US-amerikanische United Fruit Company ist der größte Arbeitgeber im Land. Die Chiquita-Bananen sind das Aushängeschild der Gesellschaft. Sie besitzt weite Flächen des Staates, eigene Kliniken und Schulen, Eisenbahnen und Flugplätze. Aus den Gesprächen mit den Honduranern hören wir Aversionen und Aggressionen heraus: Man mag die Amerikaner nicht. Andererseits braucht man sie. Noch! Die Gesellschaft gibt uns Fragen über Fragen auf... Einer meiner deutschen Freunde, die mich begleiten, ist Arzt im Münsterland. Für die Reise nach Honduras hat er sich gut präpariert; lebensrettende Medikamente sind in seinem Gepäck. Allein, was ist das für so viele? Für den Mittag haben wir uns in einer Klinik anmelden lassen, die der Bananengesellschaft gehört. Wir benötigen dringend bestimmte Medikamente für kranke Mädchen in unserem Haus.

Bis nach La Lima sind es nur 15 km, die Fahrt nach dort ist mehr als ein Abenteuer. Das klapprige Auto leistet Erstaunliches. Dann kommt die "Brücke" über einen Fluß, dicke massive Holzbretter, von Pfeiler zu Pfeiler verlegt. Hier muß Spur gehalten werden! Es ist eine Frage von Zentimetern, ob man überkommt oder ca. 10 m tief in gelb-graue Fluten stürzt. Am Rand des Weges liegen immer wieder Kadaver von verendeten großen Tieren, Riesige Geier flattern beim Vorbeifahren auf und verschwinden dann in einer Wolke von dichtem Staub, die wir hinter uns lassen.

Die Klinik von La Lima, inmitten gepflegter Parkanlagen gelegen, würde einer deutschen Kreisstadt alle Ehre machen. Man könnte sie auch für ein Sanatorium mit gut zahlenden Privatpatienten halten. Mit ein wenig unterkühlter Höflichkeit werden wir empfangen. Aha, von Germany kämen wir!

Der Internist erzählt spontan von Heidelberg, sein hinzugetretener Kollege lobt das Münchener Bier... Daß wir aber gerade Honduras als Reiseland gewählt hätten, dann dazu noch diese Gegend... Unfaßbar! Wir bedauern, keine Touristen zu sein und tragen unser Anliegen vor. Der Chefarzt wird nervös, die Kranken in El Progreso fallen nicht in seine Zuständigkeit, unsere Mädchen haben nichts mit der United Fruit zu tun. Er appelliert an unser Verständnis, das wir nicht aufbringen wollen. Ob wir uns nicht den neuen OP-Saal ansehen wollen? Wir wollen nicht. Die First-Class-Zimmer interessieren uns ebenfalls nicht. Mit ein paar Ärztemustern von minderem Wert verlassen wir die Klinik. Wir sind an den Kompetenzen gescheitert. In Honduras gehen daran Tausende zugrunde.

Am Nachmittag sind Diskussionen mit den Schwestern und den Komiteemitgliedern, die das Haus leiten und verwalten. Eindrucksvoll sind das persönliche Engagement eines jeden und die konstruktiven Ideen, die aus einer klaren Sicht der Realitäten resultieren. Neue Absatzmärkte für die geschnitzten kleinen Kunstwerke werden anvisiert, der Zusammenschluß der älteren Mädchen in einer Kooperative wird mit pro und contra abgegrenzt. Mit möglichst wenig Verwaltungsaufwand möglichst große Effektivität zu erzielen, zum Nutzen für die arbeitenden Mädchen, das ist das Thema unserer Besprechungen, die bis in die Nacht führen.

### 3. April

Die Zeitungen berichten inzwischen in großer Aufmachung über den deutschen Besuch. Mütter kommen mit ihren Kindern, um sich von Dr. B. behandeln zu lassen. Schon morgens um 9.00 Uhr stehen über hundert Kranke, geduldig wartend und hoffend, im Innenhof des Centros. Die Befunde sind erschreckend: Anämien, hochgradige Bronchitis, Befall durch Amöben und Parasiten, Tuberkulose usw. Die Kinder tragen die Zeichen eines frühen Todes auf ihren Gesichtern, aus denen ein frohes Lachen längst gewichen ist. Die Ärmchen hängen kraftlos in den Gelenken, die Kniescheibe wirkt unnatürlich groß, die Leiber sind stark geschwollen. Ich übersetze für den deutschen Arzt. "Diese Frau ist 32 Jahre alt, hat 11 Kinder geboren, 8 sind schon tot ..." Die Frau sieht 20 Jahre älter aus. Der Befund ist vernichtend. Wer wird sich in nächster Zeit um die drei kleinen Kinder kümmern, wenn die Mutter tot ist? Wir helfen mit Medikamenten, die wie Wunderdrogen entgegengenommen werden.

Mittags erwähnt der honduranische Rundfunk erstmalig unseren Besuch. Wir sind darüber nicht glücklich. Wir wissen, daß die Belastungen in den nächsten Tagen erheblich zunehmen werden. Am Nachmittag werde ich zur Rundfunkstation abgeholt, zu einem Interview. Ich werde nach meinen ersten Eindrücken gefragt, nach dem so unwirklich fernen Deutschland. Ich versuche, wahrheitsgemäß zu antworten. Alles, was ich denke, darf ich nicht sagen. Meine honduranischen Freunde haben mich gewarnt.

Am Abend gehen wir durch die Straßen der Stadt. Das Leben spielt sich vor den Hütten und Häusern ab. Die Menschen grüßen sehr freundlich, versuchen immer wieder, uns in Gespräche einzubeziehen. Kleine Transistoren hämmern pausenlos südamerikanische Rhythmen, und in den dunklen Fensterhöhlen flackern zuweilen Kerzen. Elektrisches Licht ist noch immer Luxus, nur wenige haben es.

#### 4. April

Sonntag in El Progreso. Die letzte Messe in der Pfarrkirche beginnt um 8.30 Uhr. Es ist ein Tag wie jeder andere. Sonntägliche Kleidung ist unbekannt, man könnte sich auch keine leisten. Erwachsene und Kinder gehen teilweise barfuß zur Kirche, einige wenige tragen Sandalen. Die Kirche, von außen grün gestrichen, ist ein schmuckloser Bau. Den Innenraum bestimmen rotgestrichene Säulen, an denen Ventilatoren brummen. Der Pfarrer, ein amerikanischer Jesuit, hält den Gottesdienst. Während der Predigt verfolgen mehrere Hunde im Mittelgang eine Katze, die schließlich in einer der Bankreihen fauchend verschwindet. Man sagt mir später, daß Hunde die treuesten Kirchgänger in Honduras seien. Nur zum Schluß des Gottesdienstes wird ein Lied gesungen. Ich verstehe den Text nicht, bin aber ergriffen von der klagenden Melodie, die sich in einem endlosen Ritardando verliert.

Die hohe Zeit der Eisverkäufer beginnt nach dem Gottesdienst. In Kübeln, die wenig vertrauenerweckend aussehen, wird Eis in allen Farben aufbewahrt. Ein Händler bietet mir für wenige Centavos ein ganzes Sortiment an. Als ich danke, schenkt er mir ein Gratis-Eis. Ich bin froh, daß ich es sehr bald an ein Kind weiterverschenken kann.

Mittags zur karibischen Küste, nach Tela. Wir befahren die Carretera, für die Honduraner bedeutet sie die Autobahn. Diese Musterstraße ist streckenweise

asphaltiert, mit unregelmäßig verteilten Schlaglöchern angereichert. Nach einigen Kilometern bedeckt Splitt die Fahrbahn, und kurz vor Tela ist die Carretera ein Landweg letzter Ordnung. Unterwegs Ölpalmenwälder, Kautschuk- und Ananasplantagen. Honduras ist ein reiches Land mit armen Menschen! Nachmittags am Palmenstrand, feinsten weißer Sand. Das Wasser ist kristallklar und sehr warm.

Abends Rückfahrt durch den Dschungel, durch unbewohntes Land. Mauricio unser Freund, fährt. Nur Einheimische sind diesen Wegeverhältnissen - gewachsen. An den mächtigen Baumstämmen hängen Nester von Orchideen, die Vegetation ist unbeschreiblich schön. Einer von uns dreht am Einstellknopf des Autoradios, Radio Guatemala sendet gerade das "Halleluja" von Händel. Wir sind wie gebannt! Um uns der undurchdringliche Dschungel, eine wahrhaft grüne Hölle, und dazu Händels unvergeßliche Musik! Die Nacht kommt sehr schnell, unmittelbar nach Sonnenuntergang. Im Lichtkegel der Scheinwerfer tauchen Tiere auf, die man aus dem Zoo kennt. Millionen von Leuchtkäfern schwärmen durch die Nacht, der Sternenhimmel der Tropen ist faszinierend.

### 5. April

Die Stadt Copán liegt nahe der Grenze zu Guatemala, im Gebirge. Die Urbevölkerung dieses Landes, die Mayas, haben ihr den Stempel der Unvergänglichkeit aufgedrückt. Unsere Freunde haben uns zu einer Fahrt in dieses "Athen Amerikas" eingeladen. 240 km sind es bis zum Ziel, für deutsche Verhältnisse eine bequeme Nachmittagstour. In Honduras eine Expedition ins Ungewisse. Die Straße führt durch San Pedro Sula, die größte Industriestadt des Landes. Dann schwingt sie sich in großen Kehren hoch in die Kordillere, das geographische Rückgrat Mittelamerikas. Die Landschaft verändert sich nun sehr schnell. Das satte Grün der Bananenplantagen verschwindet, der Dschungel verliert sich allmählich. Das Land, kaum besiedelt, wird karger. Der nackte Felsboden tritt mehr und mehr zutage, Palmen werden immer seltener. Schafherden weiden die spärliche Grasnarbe ab. Hier hat es lange nicht mehr geregnet...

Wir halten an in einem kleinen Dorf, das sich längs der Straße hinzieht. Hier zweigt der Weg nach Copán ab, mehr als 100 risikoreiche Kilometer liegen nun vor uns. Die Dorfbewohner bieten uns Tortillas an, gelb-graue Maisfladen, die wir bestenfalls aus reiner Höflichkeit essen. Ich frage einen Indio nach dem

Zustand des Weges nach Copán. "Muy bonito", sehr gut. Der Wagen muß noch aufgetankt werden, indessen bieten uns die Indios eine beachtliche Auswahl an Früchten an, Ketten aus farbigen Bohnen, Ponchos, grob gewebt...

Die ersten Fahrkilometer sind in der Tat "muy bonito", dann aber beginnen die Schwierigkeiten. Steigungen von schätzungsweise 25 % sind zu überwinden, der Weg wird zudem immer schmaler. Ausweichen bei Gegenverkehr wäre nicht möglich. Querrinnen, in denen ein mittelstarker Baumstamm verschwinden könnte, sind zu kreuzen. Es bieten sich uns, gewissermaßen als Entschädigung, grandiose Ausblicke in tiefeingeschnittene Täler, auf bizarre Felsformationen. Die Luft wird frischer, wir gewinnen weiter an Höhe. Ein Paß ist zu überqueren, der Weg ist mit Geröllbrocken bedeckt. Achsen, Federung und Reifen bestehen harte Belastungsproben. Die Hochebene ist schließlich erreicht, vor uns liegt das Dorf Santa Rita. Grauverwitterte Häuser, kopfsteingepflasterte, sehr enge Straßen, eine Kirche. Wir halten an auf der Plaza und genießen die Kühle, die ein Thermometer am Bürgermeisteramt mit 27° angibt. Ich werfe einen Blick in die Kirche: drei Schweine stürmen ins Freie, im Mittelgang Pferdekot. Vor einem sehr bunten Heiligenbild beten drei Frauen laut den Rosenkranz: Sie haben die Welt um sich herum vergessen.

Der kurze Aufenthalt hat gutgetan. Ich frage einen Straßenhändler nach der Beschaffenheit des weiteren Weges. Der ist wiederum "muy bonito". Ich bin inzwischen mißtrauisch geworden.

Unterwegs halten wir an einer Tabakplantage an. In großen Zelten, die mit Plastikfolien überspannt sind, arbeiten Frauen und Kinder bei unerträglicher Hitze. Sie sortieren die Tabakblätter. Die Sonne steht senkrecht über den Zelten. Ein Indiomädchen, vielleicht 14 Jahre alt, sitzt apathisch vor aufgestapelten Blättern. Sie sieht sehr krank aus. Sie sagt mir, sie habe große Schmerzen. Und hohes Fieber. Ich frage sie, warum sie nicht heimgehe. "Meine Mutter ist auch krank, meine Schwestern auch". Und sie brauche zum Überleben ihren Tageslohn. Ich gebe ihr einen Wochenlohn, und das Mädchen schleppt sich mühsam fort. Sie dreht sich noch einmal um und sagt: Gott segne dich!

Copán ist erreicht. Am Ortseingang ein verwaschenes Hinweisschild, auf dem nur noch das Wort Maya klar erkennbar ist. Wir fahren ihm nach. An einer Barriere steigen wir aus. Vor uns, in einer Waldlichtung, der berühmte

Zeremonienhof mit seinen steinernen Säulen. Bis zu 3 m hoch sind diese kunstvoll behauenen Monolithen und vor einem jeden ein Altarblock aus grauem, ebenfalls bearbeiteten Stein. Beim Hinzutreten erkennen wir die eingemeißelten Kalenderzeichen, geheimnisvolle Symbole, die bis heute von der Wissenschaft noch nicht endgültig gedeutet werden können. Vor mehr als eineinhalb Jahrtausenden wurden diese Säulen zu Ehren der Gottheiten errichtet, noch heute spiegeln sie den Glanz einer großen Vergangenheit wider. Staunend und bewundernd stehen wir vor diesen Zeugen einer großen Epoche, die uns ein fast vergessenes Volk hinterließ. Der Ballspielplatz, die Opferstätten, steinerne Pyramiden, sind nächste Stationen.

Und immer wieder die rätselhaften Zeichen im Stein. Noch vor einem Jahrtausend verstand man sie, bis sich dann die Urbevölkerung im Dunkel der Geschichte verlor. Die heutigen Nachfahren der Mayas meiden diese Stätten. Sie glauben an die Rache von Mais- und Regengott, der sie verfallen, wenn sie sich diesen Heiligtümern nähern...

Am Nachmittag zieht Bewölkung auf, die Schwüle wird fast unerträglich. Wir rechnen mit einem Gewitter. Unsere Freunde werden nervös, die Frage der Rückfahrt wird problematisch. Ein tropischer Regenguß, in dieser Jahreszeit ungewöhnlich, kann den Heimweg in Minuten unbefahrbar werden lassen. Die Wolken haben mittlerweile eine gelb-graue Färbung angenommen, ein gewaltiges Rauschen erfüllt die Luft, und dann fällt ein Wasservorhang auf die Erde nieder, kaum beschreibbar. Wir haben noch gerade das Auto erreicht, der Regen trommelt dröhnend auf das Dach, die holprige Straße verwandelt sich im Nu in einen immer stärker anschwellenden Flußlauf. Wir fahren ab, ganz langsam, das hochrädige Gefährt japanischer Bauart hat vorzügliche Bodenhaftung. Am Ortsausgang läßt der Regen dann sehr plötzlich nach, die Bewölkung reißt auf, und es wird wieder heller. Die Rückfahrt verläuft bis Santa Rita ohne Schwierigkeiten. Die tiefen Schlaglöcher sind mit Wasser gefüllt, größere Geröllbrocken, die vom Hang auf die Fahrbahn gerollt sind, werden umfahren. In Santa Rita scheint es kaum geregnet zu haben. Die Gebirgsstrecke wird dann wieder gefährlich, zumal die Nacht sehr bald einbricht. Ein roter Sonnenball verschwindet hinter einer gewaltigen Felskulisse. Unser Fahrer, Mauricio, fährt schnell, waghalsig und zugleich sicher. An seinen Fahrstil haben wir uns längst gewöhnt. Die schmale Wegstrecke wird durchfahren, und dann geschieht das, was irgendwann zu erwarten war. Gegenverkehr! Ein Lastwagen

quält sich bergan, auf seiner Ladefläche stehen 30 oder mehr Menschen, Indios, die von der Arbeit kommen. Wir fahren aufeinander zu, die Stoßstangen berühren sich fast. Zwischen den Fahrern wird nun diskutiert, endlos, gestenreich, schließlich lautstark. Die Einigung kommt dann schneller, als wir erahnt haben: Hinter uns taucht ebenfalls ein Lastwagen auf. Das Kräfteverhältnis ist nun eindeutig entschieden, der LKW-Bus muß zurück. Ein mühsames Rückwärtsfahren bis zu einer Ausweichstelle beginnt. Indessen ist es Nacht geworden...

Wir erreichen San Pedro Sula und essen an einem Imbißstand "grillos", Fleischstückchen vom heißen Rost. Eine Frau - sie muß uns als Deutsche an der Sprache erkannt haben - kommt auf uns zu. Sie weint. Ihr Sohn ist irgendwo in Deutschland, sie weiß nicht, wo. Schon Wochen oder auch Monate hat sie nichts mehr von ihm gehört. Ich erkläre ihr, daß wir nähere Angaben benötigen, um ihr helfen zu können. Die Geographie des fernen Alemania ist ihr fremd.

Spät am Abend treffen wir in El Progreso ein, durchfahren die Straßen, auf denen verwilderte Hunde in Rudeln umherlaufen und über denen das unruhige Licht einer provisorischen Beleuchtung flackert.

Im Centro kündigt uns für morgen die Oberin einen bewegten Tag an. Viele Kranke wollen kommen, sie erwarten Hilfe vom deutschen Arzt. Er ist für sie die letzte Hoffnung.

## 6. April

Kurz nach 5.00 Uhr geht die Sonne auf. Sobald sie den Kamm des Gebirgszuges im Osten erklommen hat, wirft sie gleißendes Licht in die Ebene um. El Progreso. Der Tag beginnt sehr plötzlich. Seit Tagesanbruch sitze ich im kleinen Büro des Centros, sehe die langen Listen der Warenausgänge durch, die Korrespondenz, die Lohnlisten. Es klopft an der Tür, ein Mädchen, vielleicht 18 Jahre alt, kommt herein. "Suyapa hat in dieser Nacht Blut gebrochen, Esther kann kaum noch atmen, und Victoria hat Fieber ...". Ich verspreche ihr, den Arzt zuerst zu den Kranken zu schicken. "Und du", frage ich. "Mir kann niemand mehr helfen, meine ganze Familie ist schon tot!" Dunkle Augen sehen mich an. Das ist nicht mehr der Blick der Verzweiflung, das ist Resignation. Dieses Mädchen braucht eine Spezialbehandlung für Asthmatiker, ich verspreche ihr,

mit dem Arzt darüber zu sprechen. Und ich weiß, daß die Kosten für eine solche Behandlung nicht aufzubringen sind. Guadalupe, die Kreolin, geht. In ihren Augen sind Tränen, als sie "Gott segne dich sagt...

Im Centro hat die Arbeit begonnen. Wir photographieren die Mädchen beim Schnitzen und Lackieren, beim Nähen und Weben. Der Arbeitseifer ist auffallend, die Mädchen wissen, wofür sie arbeiten. Der Wochenlohn von über DM 30,-- ist für Honduras ungewöhnlich hoch. (Eine Verkäuferin erhält ca. DM 40,-- im Monat!)

Das sechsjährige Mädchen war schon in sein Leichentuch eingewickelt. Und dann hatte es die Mutter genommen, kilometerweit durch unwegsames Gebiet geschleppt und zu uns gebracht. Diese Frau steht in der Menge der Wartenden, das sterbende Kind in den Armen. Dr. B. drückt das Augenlid nach unten, ein fahles Gelb wird sichtbar. "Mein Gott, dieses Kind hat kaum noch Blut", sagt er nur. Hilfe ist hier nicht mehr möglich. Am Mittag ist das Mädchen tot. Es wird zusammen mit mehreren anderen Kindern an diesem Abend beerdigt. Zur täglichen Ernte des Todes finden in El Progreso etliche Kinder...

Zehn Jahre alt ist das Mädchen, das seine vierjährige Schwester auf dem Rücken trägt. Die Mutter kann nicht kommen, sie liegt schwerkrank in ihrer Hütte. Die Zehnjährige wird ihre kleine Schwester nicht mehr lebend heimbringen können. Die Kleine ist völlig entkräftet, blutleer. Nicht einmal mehr kriechend kann sich dieses erbärmliche Geschöpf fortbewegen: Die Beinchen sind so dünn wie Besenstiele, mit blaßgelbem Fleisch überzogen. Die ältere Schwester sieht verständnislos dem Sterben zu. Wer kann das auch verstehen? "In Deutschland könnten wir das Kind an den Tropf hängen. Man könnte es retten ...", sagt Dr. B.

Die Befunde der vielen Leidenden sind erschütternd, mit ein paar Vitamintabletten kann bestenfalls nur noch psychisch geholfen werden. Und immer wieder hören wir: "Ich bin arm, ich kann keinen Arzt, keine Medizin bezahlen..." Ich fahre zur Apotheke, dem teuersten Geschäft in dieser Stadt. Die Not der Kranken wird hier gewissenlos, ja schamlos ausgenutzt. Die Unmoral erreicht in dieser Apotheke schwindelnde Höhen. Ich führe mit dem Apotheker eine harte Verhandlung. Der Mann spricht englisch, und ich kann ihm in dieser Sprache eher das sagen, was ich von ihm halte, als es mir in der Landessprache gelingen würde .... Einen Mengenrabatt von 30 % kann ich

schließlich erwirken. Und der Mann macht trotzdem das Geschäft des Monats. Wortgewaltig tut er sich selbst leid, daß er bei solchem Verlust in dieser verdammten Stadt arbeiten muß. Als es Mittag ist, sind viele Kranke heimgegangen. Sie wollen morgen wiederkommen, schon ganz früh. Mañana, morgen, das ist das Zauberwort, das einzige, das noch Hoffnung schenken kann.

Am Nachmittag treffen wir mit den amerikanischen Jesuitenpatres von El Progreso zusammen. Sie besitzen hier ein Colegio für Jungen und versorgen seelsorgerlich die Pfarre. Sie wissen es selbst und sagen es auch: Die Amerikaner geben eine ungünstige Optik ab. Die amerikanischen Priester werden von der Bevölkerung nur allzu leicht mit der 'Bananengesellschaft' identifiziert und erwecken somit Mißtrauen und Verdacht. "Das sind auch 'gringos' ", sagt der Mann auf der Straße. Die Patres tun uns leid. Ihr Bemühen ist ehrlich, sie arbeiten unter größten Entbehrungen, aufopfernd. Ihre seelsorgerlichen Erfolge sind gleich Null. Sie erreichen ihre Gemeinde nicht mehr. Der Pfarrer, Pater R., sagt sinngemäß: "Wir stehen auf verlorenem Posten." Die Jesuiten bewundern unser Haus. "Ihr Deutschen seid eben beliebt. Euch gelingt s o e t w a s auf Anhieb!" Nun, es ist uns auch nur unter größten Mühen und Opfern gelungen, ein Haus zu errichten, das den Verdacht auf Neokolonialismus weit von sich weisen kann.

Am Abend besprechen wir mit den Schwestern Probleme des Hauses. Der Gedanke, auch in Deutschland einen Absatzmarkt für die kunstgewerblichen Erzeugnisse, die hier gefertigt werden, zu schaffen, ist uns sympathisch. Wir werden ihn weiter durchdenken.

### 7. April

Der Tag beginnt schon vor 4.00 Uhr an diesem Morgen. Der Nachtwächter kontrolliert in regelmäßigen Zeitabständen den Gebäudekomplex. Vor dem Haupteingang des Hauses sind die ersten Patienten eingetroffen, Frauen, wimmernde Kinder. Ein stundenlanger, beschwerlicher und zugleich gefahrvoller Weg liegt schon hinter ihnen. Als ich kurz vor 6.00 Uhr zum Centro komme, sind es fast an die hundert Menschen. "Cuando viene el doctor?" - Wann kommt der Arzt? Mir fällt die Geduld dieser Kranken auf, niemand drängt, in langer Reihe stehen sie unter dem Vordach eines Werkstattgebäudes. Kurz nach 7.00 Uhr beginnen die Behandlungen. Wir

haben Arbeitsteilung geplant: Der Arzt untersucht, mein Freund gibt die Medikamente aus, und ich befrage die Kranken, gebe Anweisungen nach Rücksprache mit Dr. B. Zwei Schwestern aus dem Haus unterstützen uns. Die Diagnosen, die Dr. B. trifft, wiederholen sich oft: akuter Eisenmangel, schwere Anämie, Erkrankungen der oberen Atemwege. Für viele gibt es keine Hilfe mehr. Vor 10 Jahren

wäre sie noch möglich gewesen. Aber auch damals hat sich den Armen von El Progreso keine helfende Hand entgegengestreckt... Eine Frau betritt am späten Vormittag den Behandlungsraum, ein menschliches Wrack: ausgezehrt, halbverhungert, zahnlos. Sie ist noch keine 40 Jahre alt, hat 20 Kinder zur Welt gebracht, von denen noch 3 oder 4 leben. Die Frau ist kaum in der Lage, zu sprechen. Das endlose Warten, der strapaziöse Weg haben sie vollständig ermattet. Sie hat überall Schmerzen. Und leben will sie auch nicht mehr. Nach der Untersuchung wissen wir, daß ihr dieser Wunsch sehr bald erfüllt sein wird...

Als der Abend kommt, endlich kommt, sind es an die 350 Menschen gewesen, die behandelt wurden. Schon vom frühen Nachmittag an hatten die Schwestern die in Scharen Neuankommenden heimgeschickt, schweren Herzens. An diesem Abend sind wir Deutschen total erschöpft, physisch und psychisch. Wir konnten nur so wenig wirksam helfen, haben aber vielen Menschen das Gefühl mitgeben können, wenigstens helfen zu wollen. Das Abendessen schmeckt uns nicht an diesem 7. April. Ich sehe viele Augen vor mir, dunkle Augen von kranken Menschen, Augen, in denen oft noch eine letzte Hoffnung ist. Und Augen, die bald verlöschen werden... Meine beiden Freunde gehen schon heim in Mauricio's Haus, ich bleibe noch für eine halbe Stunde im Centro, spreche mit der Oberin. Dann gehe ich auch. Ein klarer Vollmond hat sich über unbeweglichen Kokospalmen erhoben, die Bergkette der Kordillere ist in ein mattes, versöhnliches Licht getaucht. Vögel schreien im nahen Dschungel, über den Weg huscht ein graues, großes Tier. Ein Mann kommt mir entgegen, wünscht eine gute Nacht. Dann ruft er mir noch nach: Gott segne dich!

### 8. April

Auf unserem Frühstückstisch liegen zwei Tageszeitungen, "La Prensa" und "Tiempo". Beide berichten in großer Aufmachung über die bevorstehende

Einweihung des Centro St. Elisabeth am Abend des Ostersonntages. Der Rundfunk wird in einer Direktsendung übertragen...

Die Mädchen sind seit Tagen und Wochen dabei, Volkstänze einzuüben; die Begeisterung ist groß und springt allmählich auf uns über.

Las Minas ist eine weitabgelegene "aldea" im Süden von El Progreso, unmittelbar am Fuß des steil ansteigenden Gebirges. Viele unserer Mädchen stammen von dort. Ein Geschäftsmann aus der Stadt, unserem Haus von Anfang an sehr verbunden, hat uns nach dort eingeladen. Er besitzt inmitten der "aldea" ein kleines Holzhaus. Heute ist Gründonnerstag, und wir sollen die Prozession erleben.

Die Fahrt nach Las Minas führt am Friedhof von El Progreso Vorbei. Umgeben ist er von einer aus losen Steinen aufgeschichteten niedrigen Mauer. Wir müssen sehr langsam fahren, die Fahrbahn besteht fast nur aus Schlaglöchern und Querrinnen, und so kann ich einen Blick auf den Friedhof werfen. Einzelne Kreuze aus Holz stehen inmitten einer Wildnis von tropischen grünen Gewächsen, die hier aber nur Unkraut sind. Nur sehr wenige Gräber sind gepflegt, tragen Blumenschmuck. Ist das Leben eines Menschen hier so bedeutungslos, daß man es so schnell vergessen soll? - - Die Ausfallstraße zum Gebirge ist breit, aber in sehr schlechtem Zustand. Unser Auto muß kleinere Flußläufe durchqueren, Brücken gibt's hier nicht. Zur Regenzeit wird diese Straße unpassierbar. Rechts und links der Straße Plantagen in amerikanischem Besitz. Die Honduraner betrachten sie mit Abneigung und Mißfallen...

Die "aldea" ist in keine Karte eingezeichnet, nur Einheimische finden sie. Unsere Freunde zeigen uns mit einer weitausladenden Handbewegung das Gebiet, das zu dieser "aldea" gehört: ein breiter und dichter Dschungelstreifen als dunkelgrüner Saum der steil ansteigenden Kordillere. Wir verlassen die Straße, befahren einen schmalen Hohlweg und sehen bald, wahllos in ihrer Anordnung, die ersten Hütten von Las Minas vor uns. Der Weg verbreitert sich dann auf eine Lichtung zu, und hier, im Zentrum der "aldea", stehen eine primitive Kirche, eine Schule, ein Geschäft, alles aus Holzbrettern zusammengezimmert, schmucklos, erbärmlich. Der Besuch der Deutschen hat sich blitzschnell herumgesprochen, immer mehr Kinder kommen zu uns und möchten photographiert werden. Erwachsene sprechen uns an, begrüßen

uns als Gäste und bieten als Willkommensgeschenk Maisfladen, Tortillas, an. Es kostet uns eine gewisse Überwindung, sie zu essen... Die Prozession beginnt um die Mittagszeit. Die Sonne steht senkrecht über uns, ihre Strahlen werden durch die großblättrigen Gewächse des Dschungels filtriert, entschärft. Es weht kein Wind, die Luft ist stickig, feuchtheiß. Eine Gruppe von laut rufenden Menschen bewegt sich auf die Lichtung zu, manche tragen Masken aus Pappe, buntbemalt. Inmitten dieser Gruppe taumelt ein grotesk gekleideter Mann, mit einer Teufelsfratze als Maske. Auf ihn schlagen Jugendliche mit Macheten aus Pappe ein. Aus den Hütten strömen die Bewohner. Wir wundern uns immer wieder, wieviele Personen solch eine Hütte fassen kann! Alles schließt sich der lärmenden Gruppe an. Wir werden eingeladen, mitzuziehen in das barackenartige Gebäude, das hier die Kirche ist. Der Älteste aus der "aldea", ein Mann von ca. 45 Jahren, übernimmt die Leitung des Gründonnerstags-Gottesdienstes. Er stimmt Lieder an, liest aus der Bibel einzelne Abschnitte und entläßt schließlich die Gläubigen in ihre Hütten. Wir bleiben zurück, und der Mann sagt uns, er sei so glücklich über unseren Besuch. Wir versprechen, in einem anderen Jahr wiederzukommen. Unser Versprechen ist ehrlich gemeint, und der Mann beeilt sich, diese Nachricht von Hütte zu Hütte zu bringen. Eine Frau zieht mich am Arm fort. Sie will mir ihr Haus zeigen. Zwei Mädchen, die seit zwei Jahren als Schnitzerinnen in unserem Centro arbeiten, wurden in dieser Hütte geboren. Die Mutter zeigt mir ihren einzigen Raum, der ihr gehört. Mein Blick fällt auf die Feuerstelle, die von locker zusammengefügtten Steinen, über denen ein schadhafter Rost liegt, begrenzt wird. Ein blauer, zerbeulter Emailkessel hängt an einem Haken, drei oder vier Aluminiumtöpfe bilden mit ihm das Kochgeschirr für eine vielköpfige Familie. Ich setze mich auf einen querliegenden kurzen Baumstamm, über meinem Kopf spannt sich eine Hängematte. Nach und nach treffen die Kinder ein, halbwüchsige Jungen und Mädchen, sehr ärmlich gekleidet. Mehr besitzen sie nicht. Die Mutter sagt immer wieder "gracias" und nennt die Namen ihrer beiden Töchter, die in El Progreso sind. Ich frage sie, wovon sie mit ihren vielen Kindern lebt. "Wir arbeiten in der Plantage, aber das ist kein Leben mehr". Und als Beweis für diese Aussage fügt sie hinzu, daß schon fünf ihrer Kinder tot sind... Consunciôn, Auszehrung....

Am Nachmittag verlassen wir die "aldea" und fahren zurück nach El Progreso. Am Ortseingang formiert sich gerade eine Prozession, die zur Pfarrkirche ziehen

wird. Die Semana Santa, die Heilige Woche, nähert sich ihrem Höhepunkt. Vor vielen Häusern sind kleine, mit Blumen geschmückte Holzkreuze aufgestellt. Aus Palmenblättern wurden religiöse Symbole geflochten.

### 9. April (Karfreitag)

In Honduras ruht an diesem Tag der gesamte Verkehr. Wir haben, gänzlich unbedacht, eine Einladung zu einer deutschen Familie in San Pedro Sula angenommen, die wir gegen Mittag besuchen wollen. "Am Karfreitag ist der Teufel unterwegs. Autofahrer leben an diesem Tag besonders gefährlich", so belehrt man uns. Nun, der motorisierte Verkehrsteilnehmer lebt in diesem Land immer gefährlich, nicht nur am Karfreitag. Am Vormittag fahren wir los, Mauricio will den Kampf mit dem Teufel aufnehmen. Er sitzt am Steuer, bereit, ein Risiko zu wagen. In La Lima tritt dann der Teufel persönlich auf. Maskierte Männer haben sich am Ortseingang postiert, Nagelbretter in den Händen. Das erste Opfer, ein PKW aus Nicaragua, steht mit zwei platten Vorderreifen am Straßenrand. Die Männer halten uns an, wild gestikulierend. Die drohende Haltung ist unverkennbar. Mauricio springt aus dem Wagen, beruhigt sie. Und zahlt! Wir dürfen weiterfahren, während man hinter uns die Lempira-Scheine untereinander verteilt, Mauricio fährt heute langsamer. Ein quer über die Straße gespannter Draht in Windschutzscheibenhöhe könnte in der Tat teuflisch sein. Gar nicht zu reden von einem quergestellten Autowrack hinter einer unübersichtlichen Kurve! In San Pedro Sula herrscht heute feiertägliche Ruhe. Die Luft flimmert in der Mittagshitze, ein einsamer Radfahrer befährt die Avenida, die an den übrigen Tagen des Jahres von lärmendem Verkehr erfüllt ist. Zusammen mit der deutschen Familie nehmen wir am Karfreitags-Gottesdienst in der Kathedrale teil. Der mächtige graue Bau, in nachempfundenem spanischen Barock vor etwa 100 Jahren errichtet, ist in seinen Abmessungen eindrucksvoll. Einer der beiden Türme ist eingerüstet, denn "an dieser Kirche wird immer gebaut", so erklärt man uns. Der Kirchenraum ist bis auf den letzten Platz gefüllt, im Mittelgang, in den Seitengängen stehen und knien die Menschen. Wir drücken uns in eine Nische, in der mal ein Beichtstuhl gestanden hat, und können von hier aus die ganze Kirche überblicken. Der Gottesdienst hat schon begonnen, im Altarbezirk wird Liturgie gehalten. Kleriker in Rochetts, Domherren in Violett, viele Ministranten, ein Seminaristenchor respondi... Der Bischof in schwarzem

Chormantel - die eingewebten goldenen Fäden sind gerade zu erahnen - sich die Mitra aufsetzen. Er tritt ans Lesepult und spricht ein Gebet. Das "Amen" kommt von vorn, vom Klerus. Die Gläubigen nehmen auf ihre Weise am Gottesdienst teil: Frauen beten pausenlos den Rosenkranz, Männer sprechen leise miteinander, etliche schlafen. Kinder, meist barfüßig, sitzen auf den Steinplatten der Gänge und mahlen ein Kaugummi zwischen ihren Zähnen. Ich frage mich: Erreicht die Kirche mit d i e s e r Liturgie d i e s e Menschen? Ein Pfarrer sagte mir vor ein paar Tagen: "Die Leute sind wie Heiden!" ich glaube, die Kirche Lateinamerikas hat noch einen weiten Weg zu gehen, bis sie dem Aggiornamento nahekommt, das sich Johannes XXIII. für diese Kirche wünschte. Allein die Tatsache, daß an der Kathedrale "immer gebaut wird", ist kein Symptom für eine bessere Zukunft. Die Rückfahrt nach El Progreso ist unkompliziert. Mauricio hat sich einen Weg ausgedacht, der als weiter Umweg letztlich auch zum Ziel führt. Ortschaften werden nicht berührt, ein paar mehr oder weniger breite Flußläufe sind zu durchqueren. Über die Tiefe des Flußbettes bekommt man erst Kenntnis beim Durchfahren... Es bedarf schon einer guten Ortskenntnis, wenn am Abend das Ziel erreicht werden soll. Unser honduranischer Freund hat sie. Der hellrote Sonnenball versinkt gerade hinter einer Gebirgskette, als die ersten Häuser von El Progreso erkennbar sind. Das Centro erreichen wir schon im Dunkeln.

### 10. April

Seit dem frühen Morgen bin ich schon im Haus St. Elisabeth und arbeite an einer Ansprache, die ich am Sonntagabend anlässlich der Einweihung halten werde. Kurz nach 6.00 Uhr fahren Lastwagen auf den Innenhof, Kabelrollen werden von den Ladeflächen geworfen, Holzmasten abgeladen. Zwei Rundfunkgesellschaften sind dabei, die technischen Voraussetzungen für die Direktübertragung morgen abend zu schaffen. Der Ideenreichtum der Techniker ist beachtlich. Um Palmenstämme werden Kabel geschlungen, an den einzelnen Wedeln werden Drahtgewirre angebracht. Eine Freileitung wird quer durch ein unwegsames benachbartes Grundstück verlegt. Der Mann trägt hohe Stiefel zum Schutz gegen Schlangen. Schon gegen 8.00 Uhr beginnen erste Beschallungsproben im Innenhof.

Unsere Mädchen halten an diesem Morgen ihre Generalprobe. Eine mexikanische Schwester hat mit ihnen viele mittelamerikanische Tänze

ingeübt. Gruppenweise treten die Mädchen auf, in farbenprächtige Nationaltrachten gekleidet. Unsere Filmkassetten werden an diesem Morgen oft ausgewechselt...

Kurz nach Mittag tritt das Komitee zusammen, um mit uns Einzelheiten der Einweihung zu besprechen. Eine Schwierigkeit tut sich auf: Es ist keine Schallplatte mit der deutschen Nationalhymne zu bekommen. Beim Rundfunksender wird Rückfrage gehalten. Ergebnis: In keinem Archiv ist die Hymne zu finden! Einer meiner Freunde, der Arzt, rettet die Situation. Im nahen Colegio San Jose spielt er die Melodie auf dem Klavier, ein Tonband nimmt sie auf, und dem Rundfunkredakteur ist nun wohlher zumute. Eine unsichere Komponente bleibt nur noch das Wetter. Eine Regenfront, ungewöhnlich in dieser Jahreszeit, ist gemeldet. Am späten Nachmittag bezieht sich dann der Himmel sehr schnell, ein Wolkenbruch von ungeahnter Heftigkeit rauscht hernieder. Die Blumendekorationen im Innenhof des Hauses werden im Nu vernichtet, ein böiger Wind treibt die Blüten über die niedrigen Dächer, und auch vor den kleinen honduranischen Fähnchen macht er nicht halt.

Am Abend beginnen Schwestern und Mädchen, neu zu dekorieren. Die Bewölkung ist verschwunden, ein klarer Sternenhimmel überspannt dampfende Erde. Morgen ist Fiesta, großer Feiertag.

### 11. April (Ostersonntag)

Der Ostergottesdienst in der Pfarrkirche ist festlich für die hiesigen Verhältnisse. Weihrauch durchzieht den ärmlichen Kirchenraum, drei Jesuiten konzelebrieren. Pater R., der Pfarrer, hält die Predigt. Er spricht zu seiner erbärmlichen Gemeinde, die barfuß, in geflickter und teils zerrissener Kleidung vor ihm sitzt, krank an Leib und Seele. "Christus ist mit seinem Kreuz und Leid fertig geworden, nach Not und Tod kam die Herrlichkeit. Er hat die Welt überwunden. Und auch wir werden..." In meiner nächsten Umgebung zuckt ein junger Mann in regelmäßigen Abständen zusammen, sein schmutzig bandagierter Arm hängt schlaff herab. Eine Frau weint fassungslos seit Beginn der Predigt. Zwei Kinder, von schwerer Anämie gezeichnet, schlafen eng aneinandergeschmiegt. Ein Mädchen bekommt einen asthmatischen Anfall, sie wankt, in sich verkrampft, aus der Kirche. "...und auch wir werden diese Herrlichkeit erleben..." Die Herrlichkeit in der Ewigkeit. Aber diese Menschen

sähen einen kleinen Abglanz dieser ewigen Freuden, die Ihnen versprochen werden, gern auch schon jetzt in der Erbärmlichkeit ihres Lebens!

Unser Aufenthalt in Honduras geht dem Ende zu. Kennen wir El Progreso, diese Stadt, die von den im Lande lebenden Deutschen auch "Revolver- town" genannt wird? In diesen Tagen stellen wir uns oft die Frage, was uns Dreien das schon gegebene Versprechen, in diese Stadt wiederzukommen, entlockt hat. Zugegeben, ihre Lage in der heißesten Zone des Landes steht dem Wunsch nach einem Aufenthalt hier geradezu entgegen. Und die ständige, hautnahe Konfrontation mit den Einwohnern, die am äußersten Rand eines menschenwürdigen Lebens dahinvegetieren und schon weitgehend in Lethargie und Resignation versunken sind, wirkt belastend. Einige sehr wenige Reiche agieren an den Schalthebeln der Macht, das Volk, die Masse der Armen, blutet mehr und mehr aus. Wir sehen den Tag kommen, an dem der weit überdehnte Bogen zerspringt und das Chaos Platz greifen läßt. Nicht von ungefähr stellt man uns immer wieder die Frage nach der Berechtigung der "revolución", mit einem deutlichen Hinweis auf das nicht ferne Cuba, dessen Rundfunkstationen auch in Honduras gut zu vernehmen sind. Unser Haus haben wir vor ein paar Jahren "Casa Santa Elisabeth" genannt, zur Erinnerung an die große deutsche Frau, die als Regierende ihre Verantwortung erkannt und dann jedoch auch gehandelt hat. Und dieses Haus ist für El Progreso zu einem Zeichen der Hoffnung geworden, die Bewohner dieser Stadt haben dieses Zeichen verstanden. Als wir am Nachmittag des Ostersonntages durch die Außenbezirke der Stadt gehen, läuft kaleidoskopartig ein Bild von El Progreso vor uns ab: In seiner schweren amerikanischen Luxuslimousine rollt der Apotheker an uns vorbei. Er hat seine Fahrt verlangsamt, winkt uns lässig zu. In seiner Hacienda irgendwo in halber Höhe der Kordillere sieht er keine Not mehr! Eine Frau kommt aus einer schäbigen Hütte und zeigt uns ihr sterbenskrankes Kind, dessen irrer Blick uns erschrecken läßt. Eine vielköpfige Familie stellt sich vor ihrer viel zu kleinen Behausung auf und bittet, ein Photo von ihr zu machen. Am Ende des Weges ein Schlagbaum, hinter dem zwei mit Karabinern bewaffnete Männer stehen. Das hier beginnende Gelände ist "privado". Wir machen kehrt. "Casa Santa Elisabeth" ist nicht Privatgelände, es gehört allen Bewohnern dieser Stadt.

Zum Abend hat sich das Wetter verschlechtert, vom nicht fernen Karibischen Meer ist ein Schlechtwettergebiet herangezogen. Die

Einweihungsfeierlichkeiten werden in zwei großen Sälen stattfinden. In diesen Räumen surren sonst die Nähmaschinen...

Um 19.30 Uhr füllen sich die Säle mit Hunderten von Gästen. Auch Deutsche aus San Pedro Sula sind darunter. Die Stirnseite des größten Raumes ist geschmückt mit den Fahnen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Honduras. Zwei Rundfunksprecher geben eine kurze Einführung, die honduranische Nationalhymne erklingt in den Lautsprechern, gefolgt von der deutschen. Reden, viele Reden schließen sich an, in denen immer wieder Dank gesagt und die Verpflichtung aufgezeigt wird, nun auch im Sinne der vielen Deutschen, die diesen Bau ermöglichten, zu arbeiten. Gegen 20.00 Uhr übernimmt die Internationale Kurzwelle die Übertragung, sie ist, bei guten atmosphärischen Bedingungen, auch im fernen Europa vernehmbar. Es spricht der Deputado der Staatsregierung, kurz und prägnant. Anschließend stehe ich vor den Mikrofonen, richte die Grüße aus Deutschland aus und spreche über die Motive, die uns bewegt haben, hier in Honduras Freunde zu suchen und zu finden; es war nicht eine bloße Gefühlsregung, "mal etwas Gutes zu tun", sondern der Impuls, Hilfe zur Selbsthilfe zu geben.

Unsere Mädchen tanzen und singen an diesem Abend mit großer Begeisterung und beachtlichem Können. Freude und Glück zeichnen ihre Gesichter. Als wir nach dem Ende der Feier ins Freie treten, hat der Regen aufgehört. Bunte Lichtergirlanden spiegeln sich auf dem nassen Asphalt des Innenhofes, und ein klarer Sternenhimmel läßt Milliarden Himmelssonnen festlich erstrahlen.

## 12. April

Das Komitee des Hauses hat uns eingeladen zu einer Fahrt an die karibische Küste. Erstes Ziel ist Omoa, unmittelbar an der Grenze zu Guatemala. Das Dorf ist unscheinbar, ein typisches Grenzdorf am Rande der Welt. Von Bedeutung für die Geschichte des Landes ist jedoch das halbverfallene Fort aus spanischer Konquistadorenzeit. Wir betreten diesen riesigen Gebäudekomplex durch ein dunkles Eingangsportale, das in die mächtigen Mauern gestemmt ist. Modriger Geruch empfängt uns, als wir die einzelnen Verliese und Folterkammern erreichen. Von den gewölbten Decken rinnen pausenlos Wassertropfen, winzige vergitterte Fensterhöhlen in tiefen Nischen erhellen nur unvollkommen die Stätten früherer Untaten. Hier, in dieser Zwingburg, wurde der letzte Widerstand der einheimischen Mayabevölkerung gewaltsam gebrochen.

Unvorstellbares Elend brach über das Land herein, die spanische Besatzung forderte bedingungslose Unterwerfung oder - - Omoa. Die Festung galt als uneinnehmbar, sie wurde zu einem Fanal der Unterdrückung. Die dunklen Schatten der Vergangenheit lasten noch heute schwer auf Omoa. Beklommen verlassen wir die grauen Mauern mit ihren Gängesystemen und Todeskammern. Hunderte von gegossenen Kanonenkugeln liegen verstreut umher, kein Tourist will sie als Souvenir. Wir schämen uns...

Puerto Cortés ist die zweite Station, am frühen Nachmittag sind wir dort. Ein mittelgroßer Hafen, der einzige von Bedeutung in diesem Land. Das Hafenumfeld ist international: Bars, zweifelhafte Absteigen mit eindeutigen Reklamen. Auch eine "Bar Bremerhaven" gibt's dort. In den Hafenbecken liegen ein paar größere Schiffe, aus Japan, England und Brasilien.

Alle 14 Tage läuft ein deutsches Schiff diesen Platz an. Unsere Freunde zeigen uns einige Industriebetriebe, die sich in Hafennähe angesiedelt haben. Sie sind zumeist, ebenso wie die kleine Erdölraffinerie, fest in US-amerikanischer Hand. Honduras stellt die Arbeitskräfte. Sie sind zahlreich und zudem billig. Der Dschungel umschließt in einem Dreiviertelkreis die Stadt Puerto Cortés, wir durchqueren ihn über die Ausfallstraße, biegen dann in einen Seitenweg ein und sind nach ein paar Kilometern an einem paradiesisch schönen Palmenstrand, dessen gelbweißer Sandstreifen in kristallklares Wasser abfällt. Eine leichte Dünung rollt auf die Küste zu, die Fächer der Kokospalmen bewegen sich nur schwach im warmen Passat. Soweit man sieht: menschenleerer Strand, über dem Wasser Kormorane, die geschickt nach Fischen tauchen... In der Ferne ein Frachter, der Puerto Cortés anläuft. Auf ein Bad verzichten wir. Die Haie, die hier angeblich gern die Küstengewässer aufsuchen, flößen uns Respekt ein.

Es ist kurz vor Sonnenuntergang, höchste Zeit, den Rückweg anzutreten. Wir nehmen ihn wieder über Puerto Cortés, durchqueren dschungelartiges Gebiet und befürchten mehrmals einen Achsenbruch unseres Wagens. Doch der japanische "Toyota" ist auch in dieser Hinsicht tropentauglich, er übersteht die tiefsten Querrinnen. Inzwischen ist es dunkel geworden, die Hafenstadt erwacht nach der drückenden Hitze des Tages. Lichtreklamen flimmern an abbruchreifen Hausfassaden, betrunkene Seeleute grölen vor einer Bar, angelehnt an Häuserwände sitzen Gruppen von Männern. Hunde streunen in

Rudeln über die Fahrbahnen, auf denen manchmal auch ein Fahrrad oder eine Fischkiste liegt. Oder ein Betrunkener!

Auf dem Heimweg nach El Progreso ist eine erste Gebirgsschwelle zu überqueren, die von der Kordillere abzweigt. In Kehren windet sich die Straße hoch und wird zusehends schmaler. Wir fahren langsam, unerwartete Hindernisse könnten für uns alle das Ende der Fahrt bedeuten. Es sind nicht nur größere Tiere, wie Pferde und Rinder, die des Nachts die Straßen bevölkern, sondern auch unbeleuchtete Fahrzeuge, die uns warnen. Nach ein paar Kilometern entsteht eine fast heikle Situation. Ein Bus kommt uns entgegen, völlig unbeleuchtet. Unsere Scheinwerfer beleuchten seine beiden Frontscheiben, hinter denen dichtgedrängt viele Menschen stehen. Mauricio, unser honduranischer Freund, weiß auch hier eine fast plausible Erklärung: "Der Fahrer ist so gut, daß er den Weg auch in der Dunkelheit findet!" In Honduras muß es etliche solcher guten Fahrer geben, denn an diesem Abend kommen uns noch mehrere entgegen. Einer fährt einen mächtigen Lastzug. Wir erkennen ihn im letzten Moment, in einer scharfen Kurve!

### 13. April

In El Progreso gibt es zwei Colegios, je eins für Jungen und für Mädchen. Hier wird das vermittelt, was wir in Deutschland "Höhere Bildung" nennen. Die Colegios unterstehen der Katholischen Kirche und werden von Jesuitenpatres bzw. von Notre-Dame-Schwestern geführt. Sie alle stammen aus den USA und mühen sich hier in ungesundem Klima unter großen persönlichen Opfern ab. Schüler und Schülerinnen haben ganztägig Unterricht, nehmen allerdings die Mittagsmahlzeit bei ihren Familien ein. Etliche der Jungen und Mädchen werden täglich mit dem Auto zur Schule gebracht. Die Familien können sich diesen Luxus leisten, ebenso wie das Schulgeld, das allmonatlich zu entrichten ist. An diesem Morgen besuchen wir beide Colegios. In beiden Häusern werden wir sehr herzlich aufgenommen und sprechen dann in den einzelnen Klassen zu den jungen Leuten. Wir begegnen großem Interesse und beantworten viele Fragen, die sich auf Europa und Deutschland beziehen.

Am Nachmittag heißt es nun, Abschied zu nehmen von unserem Centro, morgen fliegen wir zurück. Gegen 16.00 Uhr sind alle 150 Mädchen in den Sälen versammelt, zusammen mit den Schwestern gehen wir von Gruppe zu Gruppe. Ich spreche ein paar Worte, und die Gruppensprecherin antwortet.

Eine Achtzehnjährige sagt: "Wir wissen, wie es früher war und sehen, wie es heute ist. Wir sind dankbar, daß dieses Heute auch morgen sein wird. Vor morgen haben wir keine Angst mehr."

Am Abend sitzen wir zusammen mit dem Komitee und den Schwestern. Wir halten einen Rückblick und versuchen, einen Ausblick zu geben. Unsere Weberei müßte ausgebaut werden. Dann könnten wir 60 - 70 weiteren Mädchen eine fundierte Ausbildung und gleichzeitig Arbeit geben. Das Haus aber kann sich momentan noch nicht selbst tragen, da noch keine wesentlichen Reingewinne abgeworfen werden. Der Erlös aus den verkauften Waren kommt den Mädchen zugute und muß für die Materialbeschaffung und Erneuerung der Werkzeuge verwandt werden. Zum Bau von neuen Werkstätten und zur Beschaffung der Einrichtung sind keine Mittel verfügbar. Wir überlegen, wie wir von Deutschland aus, über unseren Freundeskreis, weiterhelfen können. Vielleicht könnten wir diesen Kreis noch erweitern!!

Ich muß daran denken, wie oft ich in Deutschland gehört habe: "Da ist doch nichts zu machen!" Oder das Gerede vom "Faß ohne Boden"! Dieses Haus ist eins der Projekte, die den Beweis erbringen werden, daß mit gezielter Hilfe durchaus wirksam und auch dauerhaft geholfen werden kann!

14. April

Zum letzten Mal fahren wir durch die Straßen von El Progreso, an den Straßenrändern stehen viele Menschen und winken uns zu. Der Abschied wird uns schwer. Wir überqueren den Rio Ulua, einen träge dahinfließenden Fluß, der die Stadtgrenze bildet. Ich wende mich noch einmal um: Hinter mir die flachen Dächer der Stadt, eine monotone Gesamtansicht ohne jegliche Akzente. In der Ferne ist der grüne Saum des Dschungels zu erkennen, der die Gebirgssockel umschließt. Die Stadt ist schon aus dem Blickfeld geschwunden, rechts und links der Straße wieder das vertraute Bild der Bananenplantagen.

Auf der Fahrt zum Flughafen von San Pedro Sula wird nicht mehr viel gesprochen. Wir drei Deutschen haben in unserem Reisegepäck die Sorgen und Nöte dieser Menschen mitgenommen, aber auch die stillen Hoffnungen und das grenzenlose Vertrauen, das sie in uns setzen.

Die Boeing der nicaraguanischen Fluggesellschaft "Lanica" ist gelandet, sie wird uns nach Miami fliegen. Wir verabschieden uns von den Schwestern und dem

Komitee, diesen Menschen, die uns zu guten Freunden wurden in diesen Tagen. Marco-Antonio, der Honduraner, sagt mir: "Vergeßt eure Freunde nicht!"

Die Aussichtsterrasse des Flughafengebäudes ist heute besetzt vom Haus Santa Elisabeth. Eine große Gruppe von Mädchen hat sich einen Bus gechartert, um uns eine letzte Strecke Weges zu begleiten. Noch vom Flugzeug aus sehen wir die weißleuchtenden Blusen der Mädchen, dazwischen die grauen Trachten der Schwestern. Als die Maschine abhebt und Minuten später unter uns der dunkelgrüne Teppich aus Plantagen und Dschungel sichtbar ist, wissen wir, daß wir in dieses Land zurückkehren werden. Wir haben die Stadt El Progreso verlassen, und ich denke im stillen, daß wir sie vorläufig umbenennen sollten in "La Esperanza", die Hoffnung. Hier hoffen noch Tausende auf uns!

Wolfgang Steinhausen